

Aus dem Tagebuch über den "Basler Feldzug" : Campagne de Bâle, septembre et octobre 1831

Autor(en): **Olivier, Urbain / Pfaff, Lislott**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **46 (1981)**

Heft 4

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-860105>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



BASELBIETER HEIMATBLÄTTER

Organ der Gesellschaft für Baselbieter Heimatforschung

Nr. 4

46. Jahrgang

Dezember 1981

Inhalt: Urbain Olivier, übersetzt von Lislott Pfaff, Aus dem Tagebuch über den «Basler Feldzug» (Campagne de Bâle, septembre et octobre 1831) — Paul Suter, Schloss Waldenburg — Markus Christ, Wie 'Der guet Bricht' entstanden isch — Der guet Bricht, Alles sell sy Schöpfer lobe — Heimatkundliche Literatur

Aus dem Tagebuch über den «Basler Feldzug» (Campagne de Bâle, septembre et octobre 1831)

Von *Urbain Olivier*, herausgegeben von *Frank Olivier*, übersetzt von *Lislot Pfaff*.

In Band 2 (1941—1945) der «Baselbieter Heimatblätter» (1945), S. 414—419, haben wir einige Abschnitte aus dem oben erwähnten, 1943 veröffentlichten Tagebuch in deutscher Uebersetzung abgedruckt. Diese auf die Beschreibung einzelner Ortschaften beschränkte Auswahl wird nun durch weitere Abschnitte ergänzt, die sich vor allem mit den Ereignissen in Baselland nach dem zweiten Aufstand (August 1831) befassen, die eine Besetzung des Kantons durch eidgenössische Truppen zur Folge hatten.

Aussicht auf einen Feldzug

Am 1. September 1831 schreibt der in Eysins, Kanton Waadt, wohnende Urbain Olivier in sein Tagebuch:

Der Kanton Basel ist wieder Schauplatz eines Bürgerkriegs; die Landbevölkerung schwingt die Fahne des Aufstands; in Liestal wird gekämpft, und die Schweiz, mein Vaterland, ist selbst auch in Gefahr. Welchen Entschluss wird wohl die Eidgenossenschaft in einer so ernststen Situation fassen? Die Tagsatzung hat sich in Luzern versammelt. Wird sie nochmals versuchen, mit der Kraft der Ueberzeugung bei der irregeleiteten Bevölke-

rung Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, oder wird sie dieses heikle Problem ohne Umschweife anpacken und ein paar Bataillone in den Kanton Basel einmarschieren lassen, um dort der Zwietracht und der Anarchie ein Ende zu bereiten?

Wenn die eidgenössische Behörde letztere Lösung wählt und von den Waadtländern Truppen anfordert, besteht die Möglichkeit, dass ich fort muss, denn ich gehöre zum 1. Bataillon. Es war immer mein Wunsch, einen kleineren Feldzug mitzumachen, um selbst beurteilen zu können, ob dieses Leben wirklich so angenehm ist, wie man bei uns erzählt. . .

Die Liestaler sind starrköpfiger den je . . .

Am 3. September scheint sich die Lage noch stärker zugespitzt zu haben:

Soeben lese ich im «Nouvelliste Vaudois», dass sich die provisorische Regierung in Liestal dem Befehl der Tagsatzung widersetzt und ihre Auflösung verweigert. Gleichzeitig heisst es, dass fünftausend Mann zu den Waffen gerufen werden sollen und dass sie sich sofort nach dem Aufgebot unter die Befehlsgewalt der entsprechenden Kommandanten begeben müssen. Wie verlautet, wird Hauptmann Ziegler das Unternehmen leiten, falls es soweit kommt. Ich hoffe indessen, dass die Basler die Tagsatzung nicht zum Aeussersten treiben werden und dass sie vor dem Abmarsch dieser Truppen ihr Unrecht einsehen und auf einen Sachverhalt verzichten, der für sie unweigerlich zum Ruin führen würde. Man sagt auch, die Basler Bauern seien starrsinnig. Wie soll ich es wissen?

Die Liestaler wollen die Waffen nicht niederlegen; sie sind starrköpfiger denn je; was werden sie uns mit ihrer Revolution bescheren? Nun droht der Krieg auch im Kanton Schwyz auszubrechen; Neuenburg befindet sich in gewaltiger Gärung, und auch wir halten uns nicht ruhig. Es stimmt: Wir sind auf einem Vulkan. Und die Cholera! Es heisst, sie breite ihre Schwingen in unserer Richtung aus. Aber Gutes wie Böses kommt von der Hand Gottes.

Eilmarsch in Richtung Basel

Was der Korporal Olivier befürchtet — oder erhofft — hat, trifft ein: Sein Bataillon muss in Richtung Basel ausrücken. Am 12. September versammelt sich seine Kompanie in Lausanne und erreicht nach drei Tagesmärschen am 15. September das behäbige Dorf Lyss, wo sie Nachtquartier bezieht. Kaum hat er sich zur Ruhe gelegt, wird der inzwischen zum Wachtmeister beförderte Olivier von der befehlsgewohnten Stimme seines Hauptmanns unsanft aus dem Schlaf gerissen.

Wir waren im Waffenrock, bevor seine letzten Worte verklungen waren. «Eilmarsch!» dachten wir, «es geht nicht gut, es geht nicht gut dort unten.»

Der Feldweibel kommt herein. «Kameraden», sagt er zu uns, «in Basel wird gekämpft; wir müssen morgen dort sein. Arme Waadtländer! Ihr werdet nicht alle zurückkommen.»

Um zwei Uhr morgens marschiert die Kompanie weiter:

. . . Als wir den Wald ausserhalb von Lyss durchquerten, hörte ich Bemerkungen, die in meiner Nähe fielen: «Was mich angeht», sagte einer, «so werde ich kämpfen, wenn gekämpft sein muss.» — «Und ich», sagte ein anderer, «ich kämpfe nicht gegen die Bauern.» — «Und ich werde sie alle schlagen.» — «Ihr seid ja wahnsinnig», sagte ein Vierter, «was können die Basler denn machen? Unsere Kompanie allein wird sie zur Vernunft bringen, ihr werdet sehen! Und im übrigen sind sie vielleicht gar nicht so schlimm.»

«Wir haben den Kanton Basel betreten . . .»

So folgen die Waadtländer mehr oder weniger kampffreudig über Büren, Wangen und Solothurn dem Lauf der Aare. In Balsthal werden die Säbel frisch geschliffen, dann geht es über Langenbruck nach Arboldswil, wo sie am 18. September ankommen. Bevor die Truppen dort ihr Quartier beziehen können, hält der Hauptmann eine feurige Ansprache:

«Füsiliere! Wir haben gestern den Kanton Basel betreten. Das Land, das wir jetzt besetzen werden, ist für jeden von euch, so hoffe ich, Freundesland; aber nicht weniger gilt es, bei allen unseren Unternehmungen gegenüber den Angelegenheiten der Basler absoluteste Unparteilichkeit zu zeigen. Es ist Klugheit vonnöten, Leute! Ihr müsst jederzeit bereit sein, um beim ersten Trompetenstoss mit Waffen und Gepäck antreten zu können. Immer auf dem Sprung, Burschen, immer auf der Hut! Nehmt weder für den einen noch für den andern Partei, sondern für die Waadtländer! Im Gehorsam gegenüber euren Vorgesetzten werdet ihr bei diesen immer Halt, immer Freunde finden, die euch Gerechtigkeit widerfahren lassen . . .»

Die Revoluzzer von Bubendorf

Am nächsten Morgen verlassen die Truppen das «schmutzige Arboldswil», das im Bericht des Wachtmeisters Olivier sehr schlecht wegkommt, in Richtung Liestal. Ein Zwischenhalt im «village des garçons» (Bubendorf) veranlasst unseren Tagebuchschreiber zu folgenden freundlichen Bemerkungen:

. . . Der mitten durchs Dorf fliessende Bach bildet Tausende kleiner Wasserfälle, die ganz hübsch wären, wenn die Bewohner sich bemühen würden, die Ufer sauberzuhalten. Aber nein! Sie machen Revolution, trinken Runkelrübenkaffee, lesen den «Schweizerboten» und verfluchen die Städter. Neben all dem gehen sie am Sonntag regelmässig zur Predigt. Die Aristokraten lesen den «Eidgenossen von Sursee» und die «Basler Zeitung». Als

wir im Dorf ankamen, trafen wir die Bewohner alle vor ihren Häusern, und sie erwarteten uns mit Ungeduld, neugierig wie sie waren, die Soldaten aus dem Kanton Waadt zu sehen . . .

Das freiheitsdurstige Liestal

Dann geht es weiter nach dem «berühmten Liestal, dem Herd des Basler Aufstands», wo ein junger Mann aus diesem «üblen Städtchen, das sich anheischig macht, Kantonshauptort zu werden», den Soldaten auf der Strasse einen Korb Aepfel spendiert.

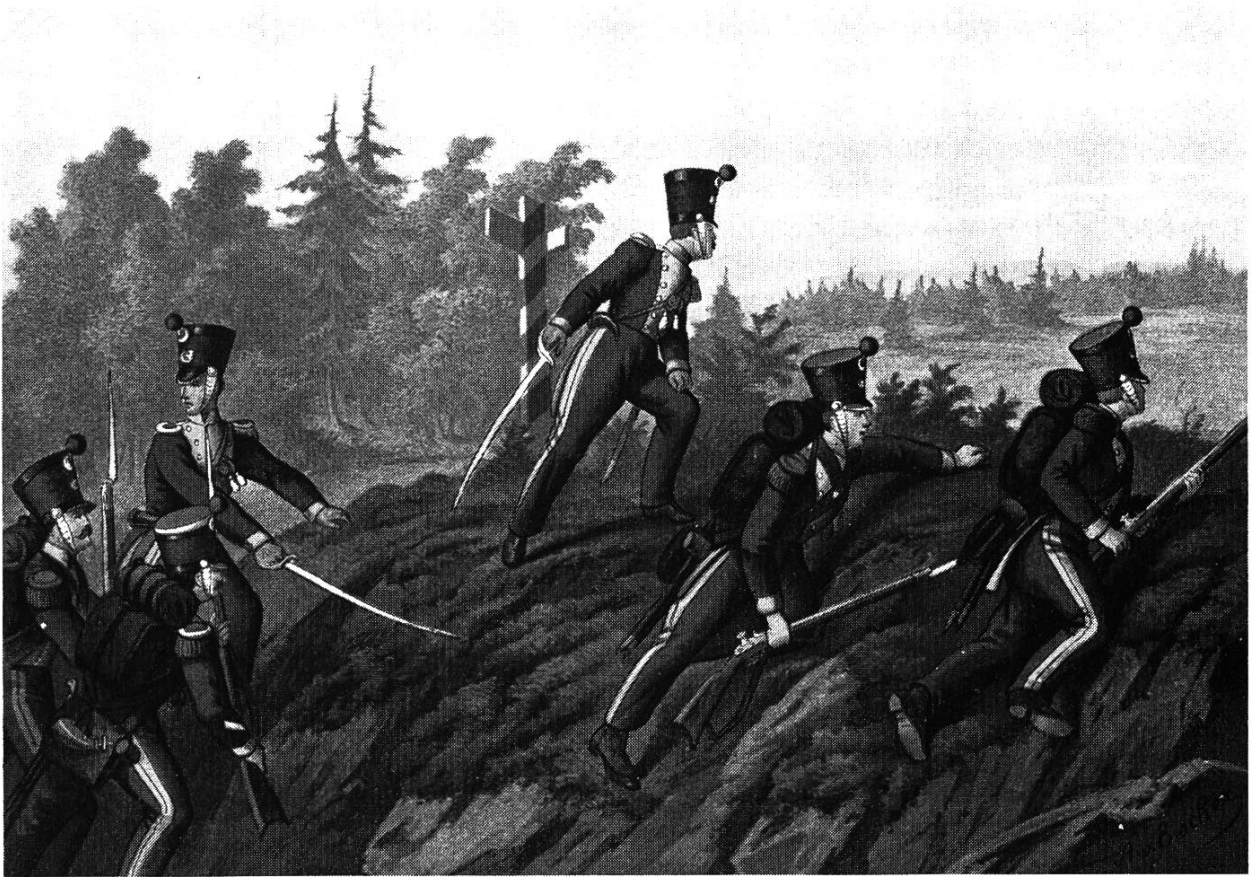
«Wenn ihr nach Basel geht, so bringt sie dort zur Vernunft», sagte der junge Mann zu mir, «oder wir werden erst recht wieder anfangen, bis wir tot sind oder *die Freiheit* erlangt haben.»

Aber was für eine Freiheit wäre das, ich bitte euch? Die Freiheit des Selbstmords?

Die Pratteler Nacht

Um fünf Uhr abends des 21. September marschiert die Kompanie in Pratteln ein, wo sie beim Engelwirt Quartier bezieht. Olivier muss dort eine Pikett-Truppe von sechzehn Mann befehligen. Dieser «Pratteler Nacht» widmet er in seinem Tagebuch einen mehrseitigen, dramatischen Bericht:

. . . Noverraz: «Ist das nicht die Sturmglocke? Hört doch! Ja, ich versichere euch, es läutet. Bürger, was bedeutet das?» — «Che pas savoir.» — Noverraz: «*Die* können es uns sagen, die vom Pikett! Es ist Pikettalarm. Olivier, zu den Waffen, rasch, rasch!» Nicht nur Pikettalarm, sondern Generalalarm: ZU DEN WAFFEN, ZU DEN WAFFEN! — Acht Uhr abends. Ein Waffenplatz vor einem Wachtlokal. Die Handlaternen werden angezündet. Mit beunruhigten Mienen gehen Offiziere vorbei. Die Kompanie der berittenen Jäger ist versammelt. Die «voltigeurs (Füsiliere) auch. Die Sturmglocke läutet. Eine kleine Soldatentruppe stellt sich vorne in Marschordnung auf. Mit Gewehren und Stöcken bewaffnete Bauern gehen vorüber und flüstern ganz leise. Ein Leutnant, mit dem Signalhorn in der Linken und dem gezogenen Säbel in der Rechten: «Wachtmeister, machen Sie bei Ihrer Pikettmannschaft Appell!» Wachtmeister: «Herr Leutnant, ich habe keine Liste.» Leutnant: «Wie, Sie haben keine Liste! Sie müssen sich sofort eine verschaffen.» Wachtmeister: «Ich werde sie gleich aufstellen, Herr Leutnant. Einer, zwei, drei, vier. Es sind alle zur Stelle.» Leutnant: «Gut. Achtung, Jäger, Gewehre laden!» Die Truppe: «Laden? . . . Und wozu?» Leutnant: «Laden, sag ich. Und rührt euch nicht mehr!» Wachtmeister: «Herr Leutnant, erlauben Sie mir, dass ich Sie als Pikettchef frage, weshalb man uns befiehlt, die Gewehre zu laden.» Leutnant: «Das werden Sie gleich sehen; jetzt geht es darum zu prüfen, wer Angst hat.» Wachtmeister (beiseite): «Wenn einer Angst hat, dann sicher er.»



Waadtländer «Chasseurs Carabiniers», Ordonnanz 1820. Nach einer Lithographie von A. von Escher.

Leutnant (mit leiser Stimme zum Wachtmeister): «Es sind sechzig Mann hinter dem Haus versammelt, das Sie dort drüben sehen, und wir werden gegen sie marschieren müssen. Ich fürchte sehr, dass uns dort Unangenehmes erwartet. Sie sind nämlich bewaffnet, Wachtmeister, sie haben Gewehre, Stöcke und — ach, diese Sturmglocke macht mich nervös — und ich habe oft gesagt, dass sie uns übel mitspielen werden. — Kann man . . . die Konsequenzen voraussehen? Wir könnten sehr wohl — dabei umkommen . . .» Wachtmeister: «Nun, Herr Leutnant, ich kann es nicht glauben, dass unsere Vorgesetzten die Absicht haben, uns auf die Basler schießen zu lassen. Erinnern Sie sich des Schwurs, den wir alle in Lausanne geleistet haben? Sind wir hier Vermittler oder Parteigänger? Was gehen uns die Streitigkeiten dieses Kantons an? Wir müssen die Ordnung aufrechterhalten, über die persönliche Sicherheit unserer Vorgesetzten wachen, das Eigentum unserer Gastgeber schützen, mit allen gut auskommen, aber kämpfen — nein!» Leutnant: «So einer sind Sie also! *Ich* sage Ihnen, in weniger als einer Viertelstunde werden wir eine heisse Sache haben. Und Sie werden ebensogut dabei sein wie jeder andere.» Wachtmeister: «Gewiss, Herr Leutnant; wenn marschiert sein muss, so werde ich marschieren. Aber soll ich das, was ich denke, ebenso direkt aussprechen, wie diese Kugel ist,

die ich auf Ihren Befehl in mein Gewehr schiebe? Also: Dieses ganze Getöse, diese ganze Ansammlung ist im Grunde doch nichts anderes als eine recht gut gespielte Posse; soll man das nun so ernst nehmen? Glauben Sie denn, der Tagsatzung liege das Wohl des Vaterlandes so wenig am Herzen, dass sie es gerne sieht, wenn man auf arme Leute losgeht, die — ich bin fast sicher — wahrscheinlich über ihre Aecker reden, anstatt Komplotte gegen uns zu schmieden? Ueberlegen Sie sich einen Moment, wohin ein solcher Schritt führen würde, und dann sagen Sie mir, ob das nicht alles nur ein Spiel ist. Verzeihen Sie meine Offenheit, aber es gibt Fälle, da man seine Gedanken nicht für sich behalten kann.»

Die «Basler Frage»

Tatsächlich wird die Suppe nicht so heiss gegessen, wie sie gekocht wurde, und ausser den nächtlichen Patrouillen der Wachmannschaften geschieht nichts. Vier Tage später wird Olivier nach Itingen disloziert und zum Feldweibel seines Detachements ernannt. Von dort schreibt er am 29. September einen Brief an Herrn William Espérandieu vom «Nouvel-iste Vaudois», Lausanne:

«. . . Um Ihnen die näheren Auskünfte geben zu können, um die Sie mich bitten, müsste ich über zwei Dinge verfügen, die mir fehlen und deren Besitz für die richtige Beurteilung der Basler Frage unentbehrlich ist. Welches sind diese beiden Dinge? Das erste ist die Freiheit und das zweite das notwendige Wissen. Wie soll ich Ihnen etwas über die Basler erzählen, wenn man uns jeglichen Kontakt mit ihnen untersagt, wenn man uns zweimal in der Woche das Quartier wechseln lässt und in Ortschaften versetzt, die uns vollkommen unbekannt sind? Und da ich überdies nicht deutsch spreche, da ich immer noch weit weg von Basel bin, kann ich Ihnen nicht Bericht erstatten über eine Partei, die ich nicht kenne, ebensowenig wie über eine solche, mit der ich mich nicht verständigen kann. Wenn ich, wie ich es hoffe, in einigen Tagen nach Basel gehen werde und wenn wir in dieser Stadt nicht mehr unter der Fuchtel der Luzerner sind, so werde ich Ihnen schreiben . . .

Bestimmt hätten die Basler, hätten sie Liestal in Brand setzen und viele Menschen umbringen wollen, dies ohne weiteres tun können. Die Liestaler hingegen versuchten ihre Feinde zu töten und deren Besitztümer zu plündern. Urteilen Sie selbst! Betrachten Sie diese sauberen Herren! Sie flössen einen unwiderstehlichen Abscheu ein. Sobald ich die Basler aus der Stadt gesehen habe, werde ich Ihnen sagen, was ich von ihnen halte. . .»

Triumphaler Einzug in Basel

Nach einer weiteren Einquartierung in Sissach wird Oliviers Wunsch endlich erfüllt: Am 7. Oktober steht die Kompanie vor den Toren Basels:

Die Kompanie ordnet ihre Reihen und setzt sich in Marsch, mit der Basler Musik an der Spitze, unter sengender Sonnenhitze. Die Musik! Oh, diese alberne Musik, diese monotone Musik! Fragen Sie am besten Herrn L., und Sie werden ein «verflucht nochmal» hören, das Sie besser darüber unterrichtet als ich. Der Schweiss rieselt an uns herunter; meine Büffellederhandschuhe könnten nicht nasser sein, wenn sie die ganze Nacht im Rhein gelegen hätten. Wir betreten die Stadt inmitten einer riesigen Menge von Leuten jeden Ranges, jeden Geschlechts und jeden Alters. Bald erreichen wir das Casino, wo wir Marschhalt machen. Der Furier ist schon dort, um seine Quartierzettel zu verteilen. «Olivier, hör mal! Du hast heute nicht dasselbe Quartier wie ich; hier ist eine ausgezeichnete Logiermöglichkeit für zwei! Nimm jemanden mit, und dann lauf und geh dich umziehen, denn soviel ich sehe, seid ihr alle durchnässt.» — «Gut, gib her! — Korporal D., willst du das Zimmer mit mir teilen?» — Mit Vergnügen, Feldweibel.» — «Schnell, machen wir uns aus dem Staub! Wie heisst die Adresse? 'Professor Stähelin, . . . logiert 2 Mann. Quartier St. Peter. Adelberg (Hier handelt es sich offenbar um ein Missverständnis, es sollte natürlich «Nadelberg» heissen) Nr. 547.' Wie? Fünfhundertsiebenundvierzig Häuser, bevor wir zu unserem gelangen werden! Man lässt uns das Nachessen viel zu teuer bezahlen. Gehen wir trotzdem!»

Auf der Suche nach Prof. Stähelins Haus

«Verzeihung, das St. Peters-Viertel, bitte?» — «Gehen Sie immer geradeaus, bis rechts eine Strasse abbiegt; dann links, dann kommen Sie in eine kleine Gasse, dann in eine breite Strasse, die steil ansteigt, und zur Peterskirche, nach welcher Sie, wenn Sie so nach rechts gehen, zum Adelberg (Montagne des Nobles) kommen.» — «Dieser Mann ist wahnsinnig», sagte D. lachend zu mir und wiederholte die Zeichensprache unseres Baslers, «rechts, links, vorn, hinten, wie sollen wir uns da zurechtfinden?» Wir gingen oder liefen vielmehr Dreiviertelstunden lang, worauf wir auf den Glockenzug von Herrn Professor Stähelin stiessen und daran zogen. Man hört jemanden die Treppenstufen herunterkommen. Man öffnet. Man öffnet, habe ich gesagt. «Herr Professor, ich bringe Ihnen zwei Waadtländer.» — «Willkommen! Guten Tag, Soldaten! Wie geht's? Nun, die Schweizer sind alle Brüder, nicht wahr?» Bei dieser Begrüssung wurden grosse Zahnstümpfe in einem Basler Mund — und die Basler Münder haben Format — entblösst, die aussahen wie alte Tannenstrünke im Unterholz eines finstern Waldes. Ein herzlicher Händedruck, dann: «Ich führe Sie gleich in Ihr Logis, wollen Sie mir bitte folgen?»

Herr Professor Stähelin führt uns in die dritte Etage in ein sehr schönes Zimmer, von dem aus man den Rhein bis nach Hüningen und die ganze Stadt überblickt. Die Wände unseres Logis sind geschmückt mit Radie-

rungen, die religiöse Dinge darstellen oder sich auf die Schweizer Geschichte beziehen. Wir fühlen uns hier viel zu wohl, ich sehe das voraus. D. versichert, er habe, als er an der Küche vorbeigegangen sei, einen köstlichen Duft wahrgenommen . . .

Stroh und «Schnitz»

Am übernächsten Tag, dem 9. Oktober, wird die Kompanie zum Leidwesen Oliviers nach Bottmingen disloziert, wo es wieder «des Schnitz» zu essen gibt und Stroh zum Schlafen anstelle des komfortablen Bettes im Basler Aristokratenheim:

Wir werden hier keine Abwechslung haben; wenn ein Urlaub für Basel abgelehnt wird, weiss ich kaum, was wir hier anfangen sollen. Es ist unmöglich, einen Ort zu finden, wo wir uns im Schiessen üben können. Das Schloss, das Herrn Wieland aus Basel gehört, ist sehr hübsch; es ist von Wasser umgeben. Ich kann mir vorstellen, dass das Wasser voller Fische ist. Wenn man uns erlauben würde, darin zu fischen, so wäre das ganz lustig, aber . . .

In den Salons wird darüber gelacht . . .

Zwar wird dem Feldweibel Olivier kein Urlaub gewährt, dafür findet nach einer Woche, am 16. Oktober, erneut ein Kantonnementswechsel statt: In einem elfstündigen Marsch zieht die Kompanie nach Waldenburg um. Von dort schreibt Olivier am 17. Oktober den vor fast drei Wochen versprochenen Brief an Monsieur Espérandieu in Lausanne:

. . . Also, wie Sie wissen, sind wir am 7. Oktober, einem Freitag, unter Trommelklang und mit wehenden Fahnen in die Hauptstadt eingezogen und haben sie am 9ten wieder verlassen, zu unserem grossen Bedauern, denn wir waren dort die grossen Herren, denen man aufs Wort gehorchte. Ach, wie fürchtete man die Waadtländer, als sie stolz über die Festungswälle schritten, auf denen wenige Tage zuvor die Kanonen der Aristokratie gegrollt hatten! Im jetzigen Zeitpunkt lacht man darüber in den Salons, in denen wir gefeiert wurden.

Ländliche Unwissenheit und städtischer Hochmut

Und der Waadtländer Unteroffizier fährt in seinem Brief fort:

Wenn die Basler einerseits das Recht auf ihrer Seite haben, sind sie andererseits von einer städtischen Schroffheit, die uns gar nicht zusagt, uns Menschen von dort unten, wo Sie sind; und ich habe mir oft überlegt, dass es mit ein wenig Geduld bei der Landbevölkerung und weniger Hochmut bei den Städtern gelungen wäre, alles zu arrangieren, ohne eidgenössische Einmischung und sogar ohne Musketenschüsse. Heute sind die Dinge an einem

Punkt angelangt, wo jeglicher Vergleich unmöglich geworden ist. Denn überall, lieber Freund, sind die Menschen böswillig. Mehr oder weniger, gewiss: Hier sind sie es mehr. Solange auf dem Lande diese offenkundige Unmoral und zugleich ein plumper Aberglaube sowie Sitten herrschen, die für das XIV. Jahrhundert gerade recht wären, wird die Bildung des Volkes nie besser werden. Und Sie wissen ja, dass Unwissenheit und wirkliche Freiheit nie am gleichen Ort wohnen, denn sie kennen sich nicht. Solange Basel die Bauern geringschätzig behandelt, solange es den Abgeordneten mit Hohngelächter empfängt, wenn er zu ihm kommt, um öffentlich für die Sache des Volkes einzutreten, solange es sich der Landschaft weit mehr, als angemessen wäre, überlegen fühlt, wird Basel nie den Zustand eines dauerhaften Friedens erreichen.

Politische Philosophie

Der neutrale — oder fast neutrale — Beurteiler des Zwistes hat offenbar weder für die Ressentiments der Landbevölkerung noch für die Machtgelüste der Städter Verständnis. In dem brieflichen Kommentar gegenüber seinem Lausanner Freund hält er folgendes fest:

Das, lieber W., ist meine Ansicht über die Parteien, die den Kanton spalten. Auf der einen Seite das Recht, auf der andern die verletzte Eigenliebe; bei den einen zuviel Hochmut, bei den andern Rachegeleüste; denn merken Sie wohl, es ist die Erinnerung an persönliche Beleidigungen, die das ganze Elend des Kantons heraufbeschworen hat. Einige hasserfüllte Männer, deren Ehrgeiz gekränkt worden war, und einige weitere, eigentlich ganz anständige Leute, die von den Baslern persönlich beleidigt worden waren, haben die Bewegung allein angeführt. Die grosse Masse hat nichts damit zu tun gehabt; sie weiss nicht einmal, worum es sich handelt. Sie suchen und wollen das, was sie *Freiheit* nennen; und diese Freiheit ist schlicht und einfach nichts anderes als Erpressung.

Ein Volk, das das Gefühl hat, dass seine Rechte verkannt oder verletzt werden, verteidigt sie energisch, und sie werden ihm früher oder später gewährt. Die Juli-Revolution in Frankreich ist ein schlagender Beweis dafür. Aber sehen Sie nur, wie anders die Basler gehandelt haben: Zuerst töten sie die Leute, und dann sagen sie: Wir wollen die *Freiheit!* Arme Leute, Gott gebe sie euch, die Freiheit! Gewiss, nicht jene grausame und blutige Freiheit, die ihr auf einem Altar aus Eisen anbetet, sondern die Freiheit eines anständigen, gesetzestreuen Volkes, das sich nicht auf sich selbst verlässt, sondern alles von Dem erwartet, dessen mächtige Hand die Unterdrücker bestraft, wer immer sie auch seien.»

Abschied vom Kanton Basel

Die Gerüchte über eine bevorstehende Heimkehr der Truppen verdichten sich. Olivier wird am 22. Oktober mit zwei Soldaten in Sondermission nach Langenbruck geschickt: Er

muss das Gepäck der Offiziere und die Tornister der ganzen Kompanie begleiten, die in Diegten und Eptingen stationiert ist. Der Waadtländer vermerkt unter diesem Datum folgendes in seinem Tagebuch:

Die Langenbrucker haben letzte Nacht vor dem Haus, in dem ich Unterkunft gefunden habe, einen Freiheitsbaum gepflanzt. Sie haben ihn mit einer Schweizerfahne, mit Efeukränzen, mit Bändern usw. geschmückt. Ich fürchte sehr für die arme Tanne, wenn, wie behauptet wird, morgen früh das Berner Bataillon vorbeikommt. Der Anblick eines Freiheitssymbols ist jedem Berner verhasst; deshalb werden die Freiheitsbäume von ihnen so hinterlistig als möglich gefällt.

Kanton Basel, lebwohl! Lebwohl für lange, vielleicht für immer! Ich hätte mir beim Weggehen gerne gesagt, dass ich für dich nicht nutzlos gewesen bin. Diesen Trost habe ich nicht, und mein Schweizerherz blutet deswegen. Lebwohl! Gott bewahre dich vor dem Abgrund des Unheils, in den dich deine Sünden stürzen!»

Rückkehr

Was würde wohl der Feldweibel aus dem Waadtland sagen, wenn er in den heutigen, blühenden Kanton Baselland zurückkehren könnte, der dem «Abgrund des Unheils» doch noch entrissen wurde? Auf dem Rückmarsch notiert der Feldweibel am 23. Oktober in Ober-Bipp:

Bevor ich von Langenbruck wegging, musste ich die schmerzliche Beobachtung machen, dass Schweizer sich darin gefielen, ihre Miteidgenossen zu kränken: Der Baum wurde von rasenden Bernern gefällt und in tausend Stücke zerkleinert. Ich habe gesehen, wie höhere Offiziere dieses Bataillons sich um die Efeukränze stritten, die sie der armen Tanne entrissen hatten. So handelt man nicht gegenüber Brüdern! Ich war empört über das Benehmen der Berner, und ich habe es ihnen nicht verborgen.

. und am Sonntag Abend, dem 30. Oktober, wieder in seinem geliebten Eysins:

Möge künftig reisen und reisen, wer will . . . Ich bin wieder bei meiner Familie, ich bin glücklich. Wie wohl fühlt man sich unter dem dörflichen Kittel! Kein beengender Kragen mehr, keine Wache mehr, kein Geschimpfe mehr, ein ruhiges Leben, der Friede des lieben Gottes. . . Das ist das Glück!»